

# 30 Jahre Mauerfall – Eine ostdeutsche Perspektive.

DANA GUTH (MdL)

Dieses Jahr feiern wir ein ganz besonderes Jubiläum. Vor dreißig Jahren endete die willkürlich herbeigeführte Teilung unseres Deutschlands. Dreißig Jahre sollten genügen um – wie es damals so staatstragend bezeichnet wurde – zusammenwachsen zu lassen, was zusammen gehört. Eigentlich.

Für mich hat dieses Ereignis, wie für alle Menschen in den sogenannten "neuen Bundesländern", eine enorme Tragweite gehabt. Es war viel mehr als der Wegfall einer Grenze. Es war der Wegfall eines Systems, einer Lebensrealität.

Einer der häufigsten Sätze der letzten dreißig Jahre lautet: „Es war nicht alles schlecht.“ Menschen die das aussprechen, denken an das Bildungssystem, die Gesundheitsversorgung und auch an ein Gemeinschaftsgefühl, das entsteht, wenn das Kollektiv mehr zählt als das Individuum und der Mangel an diversen Wirtschaftsgütern den Zusammenhalt zum Teil der Überlebensstrategie macht. Diese Menschen sprechen nicht von einem abgeschotteten Land, in dem die meisten Länder unerreichbar und nur ein bunter Fleck im Atlas waren. Diese Menschen sprechen nicht von einem System, in dem die falsche politische Meinung weitreichende Konsequenzen bis zu einer Inhaftierung haben konnte. Und in dem der Versuch, dieses Land zu verlassen, mit tödlichen Schüssen an der Grenze enden konnte.

Damals in Sachsen beheimatet, erinnere ich mich gut an die sprachlose Überraschung, als sich 1989 immer größer werdende Demonstrationen in der Leipziger Innenstadt zusammenfanden. An das bange Warten, wie das SED Regime reagieren würde. An die aufkeimende Hoffnung und die Aufbruchstimmung, dass man die staatliche Bevormundung beenden könnte und das ungläubige Staunen, als es Realität wurde:

Ich erinnere mich gut an die Euphorie, eine friedliche Revolution geschafft zu haben. An den Stolz, mit dem Druck von der Straße das Politbüro davongejagt und freie Wahlen erzwungen zu haben. Und an die Wünsche und Träume, die viele Menschen mit diesem Ereignis verbunden haben. Alles schien möglich. Die bunte Welt, die man nur aus dem „Westfernsehen“ kannte, war zum Greifen nah. Da war auch noch die Naivität, die Staatsgläubigkeit, die Überzeugung, es würde schon alles so weitergehen. Ein sicherer Arbeitsplatz, eine billige Wohnung, günstige Lebensmittel, nur besser mit D-Mark statt Aluchips, Mallorca statt Usedom und Golf statt Trabbi.

Die Realität für alle Beteiligten kam schnell. Die „Ossis“, die relativ schnell feststellten, dass sie sich in der Rolle der armen, leicht zurückgebliebenen Verwandten, denen man

die Welt erklären musste, wiederfanden und die „Wessis“, denen dämmerte, dass das wiedereinverleibte Staatsgebiet nicht zum Nulltarif zu haben war. Der vorübergehende „Soli“ ist uns bis heute erhalten geblieben. Träume von gut bezahlten Arbeitsplätzen und materiellem Wohlstand rückten für viele Neubundesbürger ziemlich schnell in weite Ferne, nachdem klar war, dass das „Aufkaufen-Übernehmen-Plattmachen“ als Wirtschaftsstrategie erstmal nur einen enormen Verlust von Arbeitsplätzen zur Folge hatte. Viele haben damals für den Wunsch nach Freiheit einen hohen Preis bezahlt: Das Gefühl über den Tisch gezogen worden zu sein; den Verlust des eigenen Selbstverständnisses und der Selbstachtung.

Aber die Freiheit ist diesen Preis wert gewesen. Genau deswegen kämen die meisten Menschen, die diese Zeit miterlebt haben, niemals auf den Gedanken, die Uhr zurückzudrehen. Und genau deswegen wehren sie sich vehement und viel offener gegen die unheilvolle Entwicklung, die sich in diesem Land seit einigen Jahren abzeichnet.

An diesem Punkt wird leider deutlich, dass der Prozess des Zusammenwachsens deutliche Lücken gelassen hat. Auch wenn sich wirtschaftliche Lebensverhältnisse angenähert haben und es auch den „neuen Bundesländern“ Erfolgsgeschichten gibt, ist die Unterscheidung von „Ossis“ und „Wessis“ in den Köpfen geblieben. Sind es nun abermals die Menschen im Osten der Republik, die sich in besonders großer Zahl gegen staatlich vorgegebene Meinungen wehren, die es nicht hinnehmen wollen, dass es wieder eine Meinung für zu Hause und eine für die Öffentlichkeit gibt, denen sich die Nackenhaare aufrichten, wenn der staatliche Geheimdienst Informanten für das ausspionieren von Nachbarn und Kollegen sucht, und die nun ein zweites Mal erleben, dass man aus dem Westen auf Sie herabblickt: Die „Dunkeldeutschen“. Man scheut nicht davor zurück, sie abermals mitleidig zu belächeln. Fehle ihnen doch aufgrund ihrer Sozialisierung die Demokratieerfahrung... Nein, ihnen fehlt gar nichts. Sie haben etwas voraus. Die Erfahrung, wo es endet.

